



Sendung vom 17.10.2002

Professor Dr. Carmen Tatschmurat
Ordensfrau Kommunität Venio
im Gespräch mit Sabine Keerl-Bahr

- Keerl-Bahr:** Herzlich willkommen bei Alpha-Forum, grüß Gott. Zu Gast ist heute Frau Professor Carmen Tatschmurat. Sie ist Professorin für soziale Arbeit an der Katholischen Stiftungsfachhochschule in München. Und sie ist Mitglied des Ordens der Benediktinerinnen. Ich begrüße Sie ganz herzlich. Frau Professor Tatschmurat, dürfte ich Sie auch Schwester Carmen nennen?
- Tatschmurat:** Das können Sie gerne und damit sind wir im Grunde schon mitten im Thema, weil ich eben diese beiden Identitäten besitze, die ich auch zu vereinen versuche. Ich bin einerseits Benediktinerin, ziehe mich aber, wie Sie sehen können, ganz zivil an und arbeite als Professorin an einer Fachhochschule.
- Keerl-Bahr:** Warum laufen Sie zivil herum?
- Tatschmurat:** Das hat mit der Geschichte unserer Kommunität zu tun. Wir sind eine sehr junge Kommunität, denn wir datieren unsere Gründung in das Jahr 1926. Das war damals ein Zusammenschluss von Fürsorgerinnen, wie sie damals hießen, die gemeinsam beten wollten, die ganz einfach das benediktinische Stundengebet beten wollten, aber dabei doch in ihren Berufen geblieben sind. Diese Tradition hat sich im Grunde genommen bis heute erhalten. Damit sind wir im benediktinischen Raum zumindest in Deutschland eine Besonderheit.
- Keerl-Bahr:** Sie leben ja in einem wunderschönen kleinen Kloster in München-Nymphenburg. Ich habe mir das mal angesehen: Das liegt wirklich herrlich. Wie viele Leute leben dort heute zusammen? Sie nennen sich Kommunität Venio und man kann Sie auch im Internet finden unter [benediktiner.de](http://www.benediktiner.de).
- Tatschmurat:** Ja, das stimmt, denn unter <http://www.benediktiner.de> finden Sie alle benediktinischen Männer- und Frauenklöster in Deutschland mit weltweiten Links. Dort kann man eben auch uns finden. Das Wort "Venio" leitet sich vom 40. Psalm ab und wird im Neuen Testament im Hebräerbrief dann auch Jesus in den Mund gelegt: "Siehe, ich komme, deinen Willen zu tun." Dieser Satz war unserer Gründerin, der späteren Mutter Agnes, sehr, sehr wichtig. Sie hat ihn daher sozusagen als Titel für unsere Kommunität gewählt.
- Keerl-Bahr:** Mutter Agnes war Jahrgang 1900 und hat damals als junge Frau – das kann man sich heute kaum mehr vorstellen – versucht, in ein Kloster zu gehen. Das ging aber nicht, weil damals das Noviziat überfüllt war.
- Tatschmurat:** Ja, das muss man sich mal vorstellen: Damals war das Noviziat überfüllt!
- Keerl-Bahr:** Sie hat sich daraufhin dann mit anderen Frauen zusammengetan.
- Tatschmurat:** Genau. Sie wollte damals ins Kloster in Frauenchiemsee eintreten, weil sie vom benediktinischen Chorgebet so begeistert war. Sie konnte das aber aus diesem besagten Grund nicht tun. Daraufhin hat sie dann spontan angefangen, mit einigen anderen Frauen zusammen zu beten. Sie haben

damals noch nicht zusammengelebt, sondern haben sich nur jeden Tag getroffen, um gemeinsam zu beten. Einige Jahre später hieß es dann, sie könnte nun ins Kloster eintreten, weil mittlerweile ein Platz frei geworden sei. Inzwischen hatte sich aber diese kleine Gruppe um sie herum so konsolidiert, dass die Frauen sie gebeten haben zu bleiben. Sie ist dann auch geblieben. Es folgte dann eine längere Geschichte, in der noch nicht so ganz klar war, wie intensiv und wie genau man benediktinisch leben wollte. Einige der Frauen aus dieser Gruppe sind natürlich im Laufe der Zeit auch ausgeschieden. Es blieb dann letztlich eine sehr kleine Gruppe übrig, die schlussendlich wirklich als Ordensfrauen leben wollten. Nach dem Krieg haben wir dann in Nymphenburg sehr günstig unser Haus bekommen: Es stammt von einer Schwesterngemeinschaft, die im Nationalsozialismus aufgelöst worden war. Danach existierte sie dann nicht mehr, denn es gab aus dieser Gemeinschaft nur noch zwei alte Schwestern. Aus diesem Grund konnten wir damals dieses Haus sehr günstig erwerben. So hat dieses Haus auch wieder den Zweck, den es früher schon einmal hatte. Man kann sagen, dass wir dann in der Zeit danach Jahrzehntlang unsere Anerkennung betrieben haben: Erst 1992 sind wir in Rom als Ordensgemeinschaft anerkannt worden. Das lag eben z. T. auch daran, dass wir nicht eindeutig einzuordnen sind. Wir gehen in Zivil, halten aber dennoch sehr streng die Ordensgelübde ein.

Keerl-Bahr: Wie begann heute Ihr Tag?

Tatschmurat: Mein Tag begann heute so wie fast jeder Tag. Wir haben morgens um halb Sieben die Laudes: Wir beten also jeden Morgen gemeinsam die Laudes. Wir singen sie, wir singen sie gregorianisch. Einige von uns wie ich z. B. stehen noch ein wenig eher auf, um davor noch eine eigene stille Zeit verbringen zu können. Das heißt, ich stehe jeden Tag zwischen fünf und halb Sechs Uhr morgens auf. Am Sonntag vielleicht ein bisschen später. Anschließend an die Laudes ist das Frühstück und dann geht man normalerweise in die Arbeit – bis auf diejenigen, die im Haus bleiben. Es gibt nämlich auch Schwestern, die bereits pensioniert sind und die daher im Haus bleiben. Es gibt auch einige, die explizit nur im Haus arbeiten.

Keerl-Bahr: Wie viele Frauen gehören zur Kommunität Venio?

Tatschmurat: Wir sind nun 22 Frauen.

Keerl-Bahr: Alle diese Frauen stehen auch im Beruf?

Tatschmurat: Ja, sie arbeiten entweder im Haus, außer Haus oder sind bereits pensioniert.

Keerl-Bahr: Welche Berufe üben sie aus?

Tatschmurat: Das ist nicht mehr so wie in der Gründerzeit, als das alles Fürsorgerinnen oder Sozialarbeiterinnen waren. Dieses Feld haben wir zurzeit gar nicht mehr belegt. Stattdessen haben wir hinsichtlich der Berufe ein ziemlich breites Spektrum: Wir haben zwei Ärztinnen, von denen allerdings eine nicht mehr praktiziert, weil sie bereits 80 Jahre alt ist; wir haben eine Psychologieprofessorin; wir haben eine Krankenschwester, eine Physiotherapeutin usw. Wir haben auch eine Frau, die lange Zeit in der Bank gearbeitet hat und die nun auch schon pensioniert ist. Sie hatte also gar nicht im sozialen Feld gearbeitet. Das Spektrum ist also schon relativ breit.

Keerl-Bahr: Sie haben Ihre Tätigkeit als Hochschullehrerin schon vor Ihrer Zeit im Kloster ausgeübt. War es vorher leichter, diesen Beruf auszuüben? Oder ist es heute leichter aufgrund der Unterstützung des Klosters?

Tatschmurat: Es war anders. Ich kann nicht sagen, dass es leichter oder schwerer war, es war einfach nur anders. Ich konnte damals natürlich sehr viele Dinge viel spontaner machen, wenn sie sich meinetwegen ins Wochenende oder in

den Abend hinein verlagert haben. Das alles ist heute mit sehr viel mehr Absprachen verbunden. Natürlich mache ich nach wie vor alles, was beruflich ganz einfach zu tun ist. Ich kann das und muss das auch tun. Aber ich muss schon immer schauen, dass das alles auch mit der anderen Seite meines Lebens vereinbar ist. Ich bemühe mich, wenn es auch nur irgendwie geht, um 18.00 Uhr zur Vesper zu Hause zu sein. Es kann dann schon mal sein, dass eine Sitzung bis um 18.00 Uhr ginge, ich mich aber bereits um 17.30 Uhr verabschiede und gehe. Aber wenn jemand kleine Kinder hat, ist das ja auch ähnlich.

Keerl-Bahr: Das wollte ich gerade sagen.

Tatschmurat: Das ist also alles relativ normal – zumindest bei uns Frauen. Bei den Männern wäre das natürlich nicht normal: auch dann nicht, wenn sie Kinder haben. Das ist eben so wie überall.

Keerl-Bahr: Sie sind ein echtes "Münchner Gewächs", wenn ich das so sagen darf. Sie sind in München geboren und aufgewachsen und haben auch immer hier gearbeitet. Was bedeutet Ihnen denn diese Stadt?

Tatschmurat: Ich bin zwar in München geboren, aber meine beiden Eltern nicht. Insofern bin ich nicht so tief mit München verwurzelt wie vielleicht jemand anderer, der hier möglicherweise seit 300 Jahren seine Familie hat. Ich habe mich aber durchaus immer schon als Münchnerin, vielleicht sogar als Schwabingerin gefühlt: aber nicht unbedingt als Bayerin oder als Deutsche. Gut, das gehört schon auch alles mit dazu, aber das ist und war doch nie so zentral für meine Identität. Zentraler war eher das Thema "Flucht und Vertreibung und Exil", das aufgrund meiner Eltern eben immer irgendwie vorhanden war.

Keerl-Bahr: Ihre Mutter stammt aus Böhmen.

Tatschmurat: Ja, meine Mutter war Sudetendeutsche. Sie ist schon gestorben. Mein Vater stammt aus Turkmenistan.

Keerl-Bahr: Deswegen haben Sie ja auch diesen schönen Namen: Tatschmurat. Sie haben damals in den fünfziger und sechziger Jahren aufgrund Ihrer Familie also schon so etwas wie eine binationale Identität aufbauen müssen. In dieser Zeit einen muslimischen Vater zu haben, war schon noch etwas recht Ungewöhnliches.

Tatschmurat: Ja, wobei man schon sagen muss, dass das damals doch etwas anders gewesen ist. Es war nicht so, dass das Thema der Bilingualität bzw. Biculturalität so direkt vorhanden gewesen wäre. Stattdessen war meine Mutter eben eine Deutsche, wir lebten in Deutschland und mein Vater hatte aufgrund dessen eigentlich immer einer schwächeren Position in dieser Hinsicht. Er hat also nicht versucht, mir seine Kultur nahe zu bringen – es sei denn über Märchen. Denn ich habe als Kind schon auch persische Märchen gelesen und auf diese Weise die Welt meines Vaters ein wenig mitbekommen. Auf der anderen Seite hat er eigentlich versucht, z. T. mit mir zusammen, die deutsche Kultur kennen zu lernen. Wir gingen z. B. auch gemeinsam in Märchenfilme ins Kino. "Cinderella" von Walt Disney lernte er damals genau wie ich als Kind zum ersten Mal kennen.

Keerl-Bahr: Ihr Vater lebt noch?

Tatschmurat: Ja, mein Vater lebt noch.

Keerl-Bahr: Was war er von Beruf?

Tatschmurat: Mein Vater hat als Redakteur bei "Radio Liberty" gearbeitet: Das war ein Teil des "Radio Freies Europa", der in die osteuropäischen Länder gesendet hat und z. T. immer noch sendet. Er leitete dort die turkmenische Redaktion.

Keerl-Bahr: Ihr Vater ist also eigentlich ein Beispiel für eine gelungene Integration, wie

man sagen könnte?

Tatschmurat: Ja, das könnte man sagen. Wobei es aber bei ihm noch ein bisschen komplizierter ist, weil er ja durch diese Arbeit beim Sender amerikanischer Staatsbürger geworden ist. Er lebt seit über 50 Jahren in Deutschland mit einem amerikanischen Pass und einer turkmenischen Herkunft. Damals, als er hier anfang, war diese Herkunft natürlich eine Herkunft aus der Sowjetunion, weil Turkmenistan damals ein Staat der Sowjetunion war.

Keerl-Bahr: Ist Ihr Vater ein gläubiger Muslim?

Tatschmurat: Ja, schon.

Keerl-Bahr: Hat es ihn denn seltsam berührt, als seine Tochter später ins Kloster gegangen ist?

Tatschmurat: Ich war damals ja schon alt, wie man sagen kann: Ich war über 40, als ich diesen Schritt getan habe. Insofern hatte er damit nicht mehr so viel zu tun: Er hätte es also nicht erlauben oder verbieten können. Aber er hat es, wie ich denke, nicht wirklich verstanden, weil ihm diese spezielle Kultur doch sehr fremd ist. So etwas wie ein Kloster kennt er einfach nicht. Inzwischen hat er sich wohl damit arrangiert: Er sieht, dass es für mich richtig ist und dass mir das gut tut. Wenn ich glücklich bin, dann reicht ihm das. Wirklich verstehen aber kann er es wohl immer noch nicht.

Keerl-Bahr: Sie haben, wie gesagt, Ihr Leben hauptsächlich in München verbracht. Dennoch haben Sie bisher doch ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Sie haben in den siebziger Jahren Sozialwissenschaft studiert: Das war eine bewegte Zeit, diese nach 68er-Zeit. Ich denke mir, dass jeder, der damals Sozialwissenschaften studierte, links war: Dessen Herz schlug dezidiert links. War das auch bei Ihnen so?

Tatschmurat: Das war ganz gewiss so. Ich habe 1970 angefangen zu studieren. Ursprünglich wollte ich Theologie studieren. Ich habe mich daher auch in einige Theologievorlesungen hineingesetzt: Da war einfach nach meinem damaligen Empfinden nichts los. Es war ganz still und es waren überwiegend nur Männer vorhanden. Wenn Frauen drin saßen, dann waren das überwiegend Ordensfrauen. In der Soziologie hingegen tobte sozusagen das Leben. Deswegen habe ich mich dann sehr schnell und spontan für die Soziologie entschieden. Ich habe in der Zeit die Auseinandersetzung mit Religion und Theologie erst einmal auf Eis gelegt, wie ich heute sagen würde. Stattdessen wollte ich die Welt verändern. Natürlich habe ich dann auch Marx studiert: sogar sehr intensiv. Ich fand das alles sehr spannend. Im Laufe meines Studiums bin ich dann aber doch relativ schnell in der Frauenforschung, in der Frauenbewegung gelandet. Das war dann das Feld, in dem ich mich wirklich sehr engagiert habe und von dem ich auch denke, dass das der richtige Ort und Zeitpunkt für mich war.

Keerl-Bahr: Sie haben soeben Karl Marx erwähnt. Es wird ja immer zitiert, Marx hätte geschrieben, "Religion sei Opium fürs Volk". Viele der Studenten damals wollten mit Religion eigentlich nichts am Hut haben. Viele sind damals auch aus der Kirche ausgetreten. Ich glaube, auch Sie sind damals aus der Kirche ausgetreten.

Tatschmurat: Ja, das ist richtig. Ich bin nach dem Abitur aus der Kirche ausgetreten, weil ich mir in der Zeit nach dem Konzil sehr viel von der Kirche erwartet hatte, was aber natürlich alles so schnell nicht eingetreten ist. Zum Teil ist das ja bis heute nicht eingetreten. Ich habe mich dann dazu entschlossen, mich zuerst einmal auf die Welt, auf die sozialen Ungerechtigkeiten, die ich wahrgenommen habe, und auf die Frauenfrage zu konzentrieren. Ich habe mich dann mit Kirche und Religion nicht mehr beschäftigt. Man könnte fast sagen, dass ich in dieser Zeit so etwas wie einen inneren Deal mit Gott hatte: Wenn er etwas von mir will, dann soll er sich melden bei mir, denn er

ist jetzt am Zug! Dies passierte eben lange Zeit nicht. Ich lebte wie viele meiner Freundinnen auch in dieser Zeit, habe viel wissenschaftlich gearbeitet und bin auch viel gereist. Ich hatte auch einen Partner damals, eine Beziehung. Tja, ich glaube, dass das schon eine sehr wichtige Phase für mich war. Aber irgendwann kam ich dann doch an einen Punkt, bei dem ich merkte, dass mir das nicht reicht.

Keerl-Bahr: Können Sie sich denn an Ihr Innenleben von damals noch erinnern? Hatten Sie damals möglicherweise mehr Ängste als heute? Ich meine damit sozusagen Ihr Innenleben in der quasi religionslosen Zeit.

Tatschmurat: Ich glaube, ich bin grundsätzlich kein wirklich ängstlicher Mensch. Aber manche Dinge haben mich natürlich schon sehr beunruhigt und auch stärker verunsichert. Wenn man meint, man müsse alles selbst machen, man müsse die Welt alleine retten, dann befindet man sich damit natürlich in einer anderen inneren Situation als dann, wenn man sich sagen kann: "Ich fange an, ich tue, was ich kann, aber hinter mir steht letztlich noch eine andere, eine weitere Instanz." Das macht schon einen Unterschied aus.

Keerl-Bahr: Irgendwann kam dann in Ihrem Leben dieser große Paradigmenwechsel, wenn ich das so sagen darf, denn irgendwann steuerten Sie auf den Glauben zu. Wie kam es dazu?

Tatschmurat: Ich steuerte eigentlich wieder darauf zu, denn ich hatte schon in meiner Jugend eine sehr fromme Phase gehabt, ganz im Gegensatz zu meinen Eltern. Denn man Vater hatte, wie gesagt, als Moslem natürlich keinen Bezug zur katholischen Kirche. Meine Mutter stand damals der Kirche ebenfalls relativ distanziert gegenüber. Ich war eigentlich die einzige in der Familie, die schon als Kind regelmäßig in die Kirche gegangen ist. Danach kam dann dieser Bruch, von dem ich vorhin gesprochen habe. Mit 30, 35 Jahren kamen dann aber doch einige Dinge zusammen, die zu einer erneuten Wende führten. Ich hatte einerseits das Gefühl, dass ich beruflich bereits ziemlich viel erreicht habe. Ich hatte promoviert und hatte eine Stelle an der Universität und hatte mich in gewisser Weise in der Welt etabliert. Und es kamen dann einige Begegnungen zustande, die sehr ausschlaggebend waren. Das waren z. T. sogar Begegnungen mit Leuten, die ich noch von ganz früher kannte. Ich traf z. B. einen Freund wieder, den ich von früher kannte und der in der Zwischenzeit Jesuit geworden war. – Er ist es auch bis heute geblieben. – Er war damals zufällig wieder in München und lud mich zu einer Tagung ein über "Die Frau und die Kirche", bei der ich einen Beitrag machen sollte. Es kamen dann auch noch einige andere Sachen hinzu: Ich habe z. B. in dieser Zeit einige sehr gute Predigten gehört; ich stieß auf bestimmte Bücher usw. Man kann also sagen, dass da ein erneuter Anstoß geschehen ist – vielleicht auch wirklich von Gott her, damit ich mich damit wieder mehr beschäftige.

Keerl-Bahr: Gab es auch spirituelle Erfahrungen in dieser Zeit?

Tatschmurat: Ja, schon. Aber das war bei mir nicht so dieser Blitz aus heiterem Himmel, wie man das meinetwegen bei Paulus nachlesen kann. So etwas mag es geben. Nein, ich bin mir sogar sicher, dass es so etwas gibt. Aber bei mir war das doch eher schleichend: Ich ging damals wieder öfter in die Kirche und ging meinetwegen tagsüber in der Stadt auch öfter mal in leere Kirchen, ohne mir selbst irgendwie erklären zu können oder auch erklären zu wollen, was mich dort anzieht. Ich habe Gespräche gesucht und ich habe plötzlich gemerkt, dass ich mich dort wieder zu Hause fühle, dass ich mich dort frei fühle, ganz anders frei allerdings als früher.

Keerl-Bahr: Haben das Ihre Weggefährten von damals eigentlich verstanden?

Tatschmurat: Nein, das glaube ich nicht. Es gibt ganz wenige nur, die diesen Weg in etwa verstanden haben. Die meisten anderen haben halt so gedacht: "Manche gehen in die Esoterik, manche machen Selbsterfahrung mit irgendwelchen

Urschreitherapien und sie macht halt jetzt das!" Das wurde also mehr unter dem Aspekt der Beliebigkeit gesehen: Jeder hat eben so seine Ecke, die nicht so ganz rational ist. Aber so richtig nachvollziehen konnte das kaum jemand. Es gibt aber jetzt doch einige, die nach längerer Zeit auch mal wieder zu mir kommen: z. B. dann, wenn es ihnen nicht so gut geht, wenn sie krank sind. Sie denken dann vielleicht, dass ich möglicherweise doch die richtige Instanz sein könnte.

Keerl-Bahr: Die gesellschaftskritische Position von damals, die glaubensfundierte Position von heute: Ging das eine logisch aus dem anderen hervor?

Tatschmurat: Ja, das denke ich schon, denn das ist kein Widerspruch. Die Gesellschaftskritik bleibt ja nach wie vor bestehen: Es gibt Armut; es gibt psychische Erkrankungen mit gesellschaftlichen Ursachen; es gibt dieses ganze Spektrum von sozialer Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Das ist alles natürlich auch ein zentrales Thema der Sozialarbeit, die ich ja lehre und unterrichte. Die spirituelle Dimension ist dabei nun nichts ganz Anderes, sondern stellt eigentlich "nur" eine Tiefendimension mehr dar. Dies versuche ich auch den Studentinnen und Studenten, insoweit sie dafür offen sind und es sie interessiert, nahe zu bringen. Ich habe jetzt z. B. eine Idee für diejenigen Studentinnen und Studenten, die sich im Praktikum befinden. Sie müssen bei uns nämlich während des Studiums ein Jahrespraktikum machen. Ich habe die Idee, ihnen anzubieten, dass sie dabei ihre Praxiserfahrungen nicht nur supervisorisch begleiten lassen, was ohnehin geschieht, sondern dass sie sich auch überlegen, was diese Erfahrungen mit Marginalisierung für sie selbst bedeutet. Was bedeutet das für sie selbst auf ihrem inneren, spirituellen Weg? Wenn man an den Rand geht, wenn man an den Rand der Gesellschaft geht: Wie kann man diesen Rand sozusagen wieder in die eigene innere Mitte hereinholen?

Keerl-Bahr: Sie sind ja auch ausgebildete geistliche Begleiterin und Sie sind auch Supervisorin. Vielleicht sollten wir kurz klären, was Supervision und was geistliche Begleitung eigentlich bedeuten.

Tatschmurat: Die Supervision ist eine Form der Reflexion überwiegend der beruflichen Tätigkeit: sei das nun in Krisensituationen oder auch in längerfristiger Hinsicht. Auch bei Berufseinstiegsphasen macht man hin und wieder eine Supervision. Das kann auch eine Fall-Supervision sein: Hier sieht man sich Fallgeschichten, die in der Sozialarbeit auftreten, noch einmal ganz genau an und reflektiert dabei immer auch über die eigene Betroffenheit. Das Ziel besteht in allen Fällen darin, ein Mehr an Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. Wenn ich z. B. mit einer Klientin immerzu in die gleiche "Falle" tappe, weil wir möglicherweise beide das gleiche Problem haben, und ich daher in der Arbeit mit dieser Klientin einfach nicht weiterkomme, dann besteht das Ziel der Supervision darin, den Blick weiter zu machen: Man schaut dabei, was eigentlich darüber hinaus alles möglich ist. Die geistliche Begleitung geht hingegen einen anderen Weg. Sie geht vielmehr davon aus, dass Menschen bereits einen inneren Weg gehen in ihrer spirituellen Suche: Dieser Weg wird daher nur begleitet. Man kann im Rahmen der geistlichen Begleitung also immer nur quasi nebenher gehen und vielleicht darauf hinweisen, was nun möglicherweise ansteht. Die geistliche Begleitung ist in der Regel auch längerfristig angelegt. Eine Supervision kann meinetwegen nach zehn Sitzungen beendet sein, während geistliche Begleitung auch über Jahre gehen kann.

Keerl-Bahr: Kann man denn über spirituelle Erfahrungen eigentlich reden?

Tatschmurat: Ich denke man kann das in begrenztem Maße schon machen. Aber ich denke auch, dass man das wirklich tun sollte. Es wäre z. B. sehr schade, wenn wir die Geschichte der Bekehrung von Paulus nicht kennen würden, wenn niemand darüber gesprochen hätte. Ein gewisses Reden über spirituelle Erfahrungen hilft immer auch anderen, damit sie bei ähnlichen

Erfahrungen nicht denken, sie seien verrückt, sondern dass das sehr wohl eine Bedeutung hat, was sie da erlebt haben.

Keerl-Bahr: Ich denke, dass das alles auch ein hoch sensibler Bereich ist: Da gibt es auf der einen Seite tiefe Religiosität - und den religiösen Wahn auf der anderen Seite. Es gibt also Schattierungen, die Sie da als geistliche Begleiterin wahrnehmen und aufnehmen müssen.

Tatschmurat: Ja, das ist richtig. Gerade in der heutigen Zeit kommen, wie ich gehört habe, eigentlich in alle Klöster auch sehr viele Menschen mit großen psychischen Problemen. Der Wahn wäre hier sozusagen ein ganz extremer Fall. Aber Sie haben schon Recht: Es gibt hier auf diesem Gebiet wirklich viele Schattierungen. Da gibt es z. B. Schwierigkeiten, mit denen man nicht fertig wird. Ein Stichwort hier wäre z. B. die Individualisierung. Die Welt ist nun einmal sehr viel komplexer geworden, aber viele Menschen versuchen nun, gerade im religiösen Bereich wieder klare Eindeutigkeiten zu finden, Eindeutigkeiten, die sehr, sehr einengend sind. Für mich besteht das Kriterium daher immer darin: Ist das etwas, das jemandem zu mehr Leben verhilft, zu mehr Fülle, zu mehr Offenheit? Oder engt das jemanden ein? Ich glaube, dass das zwar ein sehr einfaches, aber doch sehr eindeutiges Kriterium ist, ob es stimmt oder nicht stimmt. Viele Menschen hängen natürlich auch noch in alten, sehr starren und sehr strengen Gottesbildern fest. Da heißt es immer: "Du musst das..., du darfst das nicht... , wenn du dieses und jenes nicht tust, dann bist du verdammt..." Das ist vor allem bei der älteren Generation ein Thema. Interessanterweise ist das aber z. T. auch bei jungen Leuten noch so. Enge und starre Gruppen wie z. B. Sekten haben ja heutzutage bezeichnenderweise auch Zulauf. Das hat damit zu tun, dass die Welt eben so komplex geworden ist. Auf soziologischem Gebiet kann und muss man natürlich argumentieren, dass diese Verunsicherungen andererseits aber auch eine große Chance darstellen. Ulrich Beck nennt das "riskante Chancen". So etwas muss man halt leben können. Wir alle haben das aber im Grunde genommen nicht gelernt. So etwas bringt einem auch die Schule nicht bei.

Keerl-Bahr: Wir leben auch in einer Zeit großer Mobilität und geradezu dem Zwang zur Mobilität. Die Benediktiner beharren jedoch seit Jahrhunderten auf ihrer Stabilitas loci. Sie sagen: "Wir bleiben in dem Kloster, in das wir eingetreten sind, unser ganzes Leben lang." Sie leben damit doch eigentlich ein Leben gegen den Strom.

Tatschmurat: Ja, das ist richtig. Wenn wir eintreten bzw. wenn wir die ewigen Gelübde ablegen, dann geloben wir Stabilität, dann geloben wir diese Stabilitas loci und bleiben an diesem Ort. Die Begründung dafür ist einfach die, dass es doch eigentlich egal ist, wo man lebt: Jeder Ort ist der richtige, es kommt nicht darauf an, in quantitativer Hinsicht immer noch mehr Ort kennen zu lernen. Stattdessen kommt es auf die Tiefe, auf die Tiefendimension an. Es gibt ja auch den Spruch der Wüstenväter: "Bleib' in deiner Zelle und die Zelle wird dich alles lehren!" Das, was man also erfahren und lernen kann, kann man auch in einer Zelle erfahren und lernen: Man muss nicht das ganze Spektrum der Welt kennen.

Keerl-Bahr: Das ist eine interessante Ansicht. Sie arbeiten ja als Hochschullehrerin vor allem mit sehr vielen jungen Menschen zusammen. Sind diese jungen Menschen heute auch so drauf, wenn ich das mal so salopp formulieren darf, die Welt verbessern zu wollen? Oder sind sie heute doch sehr viel pragmatischer?

Tatschmurat: Wenn sie im ersten Semester bei uns ankommen, dann wollen sie eigentlich alle den Menschen helfen. Das ist hier das zentrale Schlagwort in der Sozialarbeit. Das ist auch schön und richtig und darauf kann man auch gut aufbauen. Nur darf das halt nicht so ein naives Gefühl aus dem Bauch heraus bleiben. Denn die Sozialarbeit ist inzwischen ja auch eine

Wissenschaft geworden. Das Anliegen unseres Studiums besteht also darin, dass die Studenten bei uns die Sozialarbeit in Theorie und Praxis kennen lernen, dass sie das auch mit ihrem eigenen Leben verbinden können. Der Wunsch, die Welt verbessern zu wollen, ist nach wie vor noch vorhanden und ist auch schön und richtig. Nur, das muss halt alles richtig dimensioniert werden. Die Studentenbewegung damals ging ja z. T. davon aus, dass lediglich die Strukturen geändert werden müssen, dass man dabei gar nicht mehr auf die einzelnen Personen achten müsse. Die Sozialarbeit sieht jedenfalls in ihrer modernen Variante auf beides: Es gibt die Einzelfallarbeit, es gibt die Gruppenarbeit, aber es gibt zunehmend auch den Anspruch, politisch aktiv zu sein und Strukturen zu verändern.

Keerl-Bahr: Beharrlichkeit in der Suche nach Gott und Beständigkeit: Das sind Ihre Lebensmaximen. Die Welt "draußen" wird jedoch immer mehr zu einer Welt, in der die Menschen nur noch auf der Suche nach sich selbst sind und sie sich vor allem nur noch selbst inszenieren. Schmerzt Sie dieser Widerspruch?

Tatschmurat: Mich schmerzt es vor allem, wenn ich sehe, dass Menschen mit dieser Suche, mit dieser Vielfalt der Welt nicht zurande kommen und wenn sie daran scheitern, wenn sie deswegen krank, depressiv oder unglücklich werden. Das schmerzt mich dann schon, ja. Ich denke, dass die Klöster in dieser Hinsicht auch einen Auftrag haben, der ganz sicherlich anders aussieht als noch vor 150 Jahren: Wir müssen nicht mehr soziale Werke in die Welt setzen, denn die sind inzwischen da und werden von weltlichen Institutionen auch gut betreut. Ich denke daher, dass die Aufgabe von Klöstern heute und stärker noch in der Zukunft darin liegt, diesen bestimmten Ort bereit zu stellen, diesen Ort des Rückzugs, diesen Ort, an dem man Fragen stellen kann, an dem es Klarheit gibt und an dem man vielleicht auch Antworten bekommen kann.

Keerl-Bahr: Das heißt, es geht darum, Seelsorge zu betreiben.

Tatschmurat: Ja, darum geht es. Es geht darum, Besinnungstage, Wochenenden anzubieten usw. Wir bieten aber auch die Möglichkeit zu einem Einzelrückzug: Wenn jemand mal ein Wochenende, eine Woche oder gar einen Monat zu uns kommen will, dann ist das je nachdem in der Regel möglich. So etwas machen ja in der Zwischenzeit bereits viele Klöster.

Keerl-Bahr: Kann denn jeder zu Ihnen kommen oder muss er katholischen Glaubens sein?

Tatschmurat: Es kann natürlich jeder kommen. Wir freuen uns selbstverständlich, wenn jemand auch an unseren Gebetszeiten teilnimmt, aber es kommen schon sehr viele Menschen zu uns, die zuerst einmal sehr weit weg sind in dieser Hinsicht und die zunächst einmal nur neugierig sind. Es kommen natürlich auch sehr viele, die nur einmal und dann nie wieder kommen, das ist klar. Die Suche an sich ist sehr groß: Die Schwierigkeit entsteht dann, wenn es darum geht, sich verbindlich festzulegen. Es herrscht heute eher so diese Mentalität des "schau'n wir mal" vor.

Keerl-Bahr: Man lebt heutzutage ja mehr und mehr in Lebensabschnitten und da passt natürlich diese ewig Profess, die Sie gelobt haben, gerade nicht dazu. Sozialwissenschaftler sind ja eigentlich für ihre Freiheitsliebe und manchmal auch für ihre Renitenz bekannt: Sie haben jedoch Gehorsam und Demut gelobt. Gehorsam und Demut sind zwei ganz zentrale Begriffe bei den Benediktinern. Was bedeuten denn für Sie in der heutigen Zeit Gehorsam und Demut?

Tatschmurat: Vielleicht eine kleine Korrektur vornweg: Demut ist kein Teil der Gelübde. Demut ist eine wichtige Haltung, die sich durch die ganze Benediktsregel durchzieht, aber zu den Gelübden direkt gehört sie nicht. Gehorsam, Beständigkeit und klösterlicher Lebenswandel: Das sind die Gelübde.

Gehorsam bedeutet für mich etwas, das ganz sicher ein wenig anders als früher aussieht: Es gibt da keinen Oberen mehr, keine Äbtissin oder Priorin mehr, die einem sagt, was man zu tun hätte, auf dass man dieses dann blind ausführen müsste. Nein, heute heißt Gehorsam für mich etwas, das alleine schon mit der Wortbedeutung selbst zusammenhängt: Es heißt "hören", denn in dem Wort Gehorsam ist das Hören, das Horchen mitenthalten. Die Benediktsregel beginnt ja auch mit dem Satz: "Höre! Höre, mein Sohn, auf die Stimme des Meisters!" Das heißt, das Hören ist auf dem Weg, auf den wir uns begeben, eigentlich das zentrale Moment. Wenn ich das nun auf den Gehorsam beziehe, dann heißt das für mich: Ich muss einerseits selbst hören, was in der jeweils konkreten Situation für mich dasjenige ist, das für meinen Weg das Richtige ist. Und das heißt andererseits aber auch ein gemeinsames Hören, wenn man in einer Kommunität lebt. Wir müssen gemeinsam hören, was im jeweiligen Augenblick die Aufgabe unserer Kommunität ist. Da geht es auch gar nicht mehr um irgendwie so kleine Übungen, wie man sich das heute noch im Hinblick auf das Leben früher in den Klöster vorstellen mag.

Keerl-Bahr: Wir haben zu Beginn schon gesagt, dass Ihr Kloster eigentlich einen bunt zusammengewürfelten Haufen darstellt. Das, was alle diese Frauen verbindet, ist die gemeinsame Suche nach Gott. Ansonsten sind das sowohl vom Alter als auch von den Berufen her ganz unterschiedliche Frauen. Auch die Herkunft oder das Temperament können recht unterschiedlich sein. Wie raufen Sie sich da zusammen? Wie löst man da Konflikte?

Tatschmurat: Zunächst einmal ist natürlich das sehr wichtig, was Sie selbst bereits gesagt haben: Wir wissen alle, warum wir da sind. Es geht also um die gemeinsame Gottsuche und um das gemeinsame Bewahren dieses Ortes, den wir geschaffen haben. Und dennoch gibt es natürlich auch Schwierigkeiten und Konflikte. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, damit umzugehen. Zunächst einmal gibt es wie in jeder Beziehung, in jeder Familie, auch die Möglichkeit, direkt miteinander zu sprechen. Es gibt aber auch die Möglichkeit, jemand Dritten hinzuzuholen. Das ist bei uns auch ganz gut institutionalisiert, indem es ganz bestimmte Personen gibt, die für andere zuständig sind und daher als Vermittler oder als interne Begleitperson auftreten. Es gibt auch regelmäßig gemeinsame Gesprächsrunden, bei denen Konflikte, die alle betreffen, angesprochen werden können. Und es gibt auch das so genannte Schuldkapitel. Das war in früheren Klöstern sehr viel üblicher als heute. Wir haben es bei uns wieder eingeführt. Es bedeutet: Wenn man wirklich etwas getan hat, das einem anderen Unrecht tut, dann kann man das in einem bestimmten Kontext auch mal öffentlich sagen. Es gibt auch Konflikte oder Schwierigkeiten, die nicht lösbar sind. Es gibt daher auch bei uns Leute, die sich für lange Zeit dann eher aus dem Weg gehen. Damit muss man auch leben können. Man muss da auch manches an Schwierigkeiten mittragen können.

Keerl-Bahr: Der Abt hat bei den Benediktinern ja eine ganz zentrale Bedeutung. Ist es bei den Benediktinerinnen auch so, dass die Äbtissin eine ganz zentrale Position inne hat?

Tatschmurat: Ja, schon. Wir sind ja ein Priorat: Das heißt, wir haben keine Äbtissin, sondern eine Priorin. Aber im Grunde genommen ist das das Gleiche. In der Benediktsregel heißt es: Der Abt vertritt im Kloster Christus. Er ist also eigentlich der Stellvertreter Christi. Das ist immer ein Satz, mit dem vor allem Novizinnen Schwierigkeiten haben. Aber das heißt in der Tat, dass der Abt oder die Äbtissin als Vermittlungsinstanz noch einmal sehr viel deutlicher hervorgehoben ist als das bei jedem anderen Mitglied des Klosters der Fall ist. Wobei natürlich auch jeder andere Bruder und jede andere Schwester eine Stellvertreterfunktion für den anderen oder die

andere inne haben kann.

Keerl-Bahr: Dem Abt wird ja auch eine große Verantwortung zugeschrieben und so muss er sich dereinst beim Jüngsten Gericht auch dafür verantworten: Er bzw. sie ist verantwortlich für das Gemeinwesen, für den einzelnen Bruder oder die einzelne Schwester. Sie veranstalten ja auch Seminare für Managerinnen. Kann man denn diese Aufgabe des Abts, der Äbtissin, die sich aus der Benediktinerregel herleitet, auch auf das Wirtschaftsleben, auf die Situation eines Chefs bzw. einer Chefin übertragen?

Tatschmurat: Ich denke, es kommt nicht von ungefähr, dass momentan in Managementkreisen diese Seminare zur Benediktsregel so sehr "in" sind. Ich denke also, dass sehr wohl vieles übertragbar ist.

Keerl-Bahr: Was zum Beispiel?

Tatschmurat: Bei Benedikt ist z. B. sehr gut und differenziert ausformuliert, was die Aufgaben des Abtes sind, was er selbst tun muss, wo er delegieren kann, wo er sich den Rat der Brüder sucht. Eine sozusagen kleinere Regel sagt z. B., dass er immer auch auf die Jungen hören soll, dass er immer auch die Jungen fragen soll.

Keerl-Bahr: Genau das fand ich auch interessant. Die Benediktinerregel ist ja vor eineinhalbtausend Jahren entstanden: Das muss man sich erst einmal auf der Zunge zergehen lassen. Es ist schon phantastisch, dass das heute noch nachwirkt.

Tatschmurat: Ja, das hat eben mit dieser großen Weite von Benedikt zu tun. Er sagt nämlich: "Ich habe es nicht in der Hand, wie der Geist wirkt. Der Geist kann auch mal einem Jüngeren etwas eingeben. Oder auch einem Fremden, einem Gast, der da ist." Man muss also auch auf die Gäste hören. Wenn die Gäste in aller Demut Kritik anbringen, dann muss man das hören können. Heute ist es ja mit Recht gängig geworden, dass man sagt: Jemand von außen hat eher die Perspektive, sehen zu können, wann und wie etwas nicht richtig läuft. Er kann sogar besser die Frage stellen, warum bestimmte Dinge eigentlich überhaupt gemacht werden. Aus der Innensicht sagt man nämlich leicht: "Das war immer schon so, das haben wir immer schon so gemacht." Sich diese Kritik von Jüngeren oder von Außenstehenden anzuhören, ist etwas sehr Zentrales bei Benedikt.

Keerl-Bahr: An eine Managerin könnten Sie somit auch die Botschaft weitergeben, ebenfalls mal darauf zu hören, was meinetwegen ein Praktikant bei ihr im Betrieb sagt?

Tatschmurat: Richtig. Sie muss das natürlich nicht sofort umsetzen, das ist klar. Aber diese Perspektive von außen kann sie eben zwangsweise selbst gar nicht besitzen: Wenn sie sich aber diese Sicht z. B. über einen Praktikanten aneignet, dann ist das u. U. ein großer Gewinn.

Keerl-Bahr: Achtsamkeit auf sich selbst ist eine sehr vernachlässigte Tugend der Verantwortlichen: Das ist ein zentraler Punkt Ihrer Managerinnen-Seminare. Welche Frauen, welche Managerinnen kommen da eigentlich zu Ihnen?

Tatschmurat: Der Begriff der Managerin ist ein wenig sehr einengend gewesen. Wir nennen das seit einiger Zeit daher lieber "Frauen in Führungspositionen". Da kommen jedenfalls immer verschiedenste Frauen zusammen. Da kommt z. B. eine Frau aus dem Vorstand einer kleinen Bank, da kommt jemand aus dem journalistischen Bereich, da kommt jemand aus dem kleineren Industriebereich usw. Es kommen auch Frauen in Leitungspositionen aus sozialen Berufen: Es kam z. B. mal die Leiterin eines Heims für Behinderte. Wir haben da also schon ein ziemliches Spektrum. Bei den Frauen ist es ja leider Gottes etwas anders als bei den Männern: Die Frauen müssen diese Kurse nämlich überwiegend selbst bezahlen, während die Männer das in der Regel von der Firma bezahlt

bekommen. Dies aber nur als Fußnote. Das Thema "Achtsamkeit" ist tatsächlich sehr, sehr wichtig. In der Benediktsregel steht in Bezug auf den Cellerar, das ist sozusagen der Verwaltungsleiter, wie wir heute sagen würden: "Er achte auf seine Seele!" Das ist einer der ersten und zentralsten Sätze. So etwas geht natürlich im Alltag vor allem in Führungspositionen eben immer wieder unter, weil es halt immer noch etwas gibt, das zu tun wäre. Benedikt sagt in dem Zusammenhang eben auch dieses Schlagwort, das wirklich jeder von uns kennt: "Ora et labora!" Man soll also schon arbeiten, aber man soll sich eben auch immer wieder zurückziehen und sich auf das beziehen, was eigentlich das Wesentliche ist. Bei Benedikt ist das das Gebet. Wenn jemand nun nicht so strikt gläubig ist, dann kann das auch bedeuten, einfach mal Luft zu holen, Atem zu holen und still zu werden und die Dinge sich setzen lassen.

Keerl-Bahr: Kommen denn die Frauen oft sehr ausgepowert zu diesen Seminaren? Oder sind das doch Frauen, die im Grunde genommen schon wieder Morgenluft wittern?

Tatschmurat: Das ist unterschiedlich. In der Regel kommen sie aktuell, spontan immer sehr ausgepowert bei uns an. Sie kommen am Freitag Abend oder am Samstag Morgen an und haben bis in den letzten Moment hinein alles Mögliche geregelt, damit sie überhaupt weg können. Aber es kommen auch Frauen, die schon ein Stück weit auf einem Weg sind und die auch schon Erfahrungen mit einem solchen Rückzug wie bei uns haben.

Keerl-Bahr: Kommen wir noch einmal zurück auf den Abt oder die Äbtissin und zu einer Sache, die man vielleicht ebenfalls ein wenig auf das Wirtschaftsleben übertragen könnte. Es heißt nämlich in der Benediktinerregel, der Abt solle die Eigenart eines jeden Mitbruders bedenken und beachten. Bleiben wir doch zunächst einmal beim Kloster: Wie viel Eigenleben, wie viel Eigenart, wie viel Individualität lässt ein Klosterleben denn eigentlich zu?

Tatschmurat: Es heißt wörtlich, dass der Abt der Eigenart vieler dienen soll. Das bedeutet, dass das aufgrund des Wortes "dienen" sogar noch eine Stufe höher anzusetzen ist. Nun, wie viel Eigenart lässt ein Kloster zu? Es gibt natürlich bestimmte strikte Dinge, die nicht zu ändern sind wie z. B. das Zeitkorsett. Es ist klar, dass man, wenn es auch nur irgend möglich ist, zu den Gebetszeiten da ist. Es ist auch klar, dass man an hohen kirchlichen Feiertagen nicht einfach sagen kann, man möchte z. B. für ein paar Tage an den Gardasee fahren. Wenn Ostern ist, dann sind wir auch da, dann ist eben Ostern und das wird auch gefeiert. Das ist also klar. Aber darauf lässt sich eben jede von uns auch wirklich ein, wenn sie eintritt ins Kloster, denn das weiß man einfach vorher. Ansonsten kann man das zumindest bei uns eigentlich gar nicht so genau festlegen. Jede hat ihr eigenes Zimmer, das bei uns nicht unbedingt eine Zelle darstellt, und kann dieses Zimmer auch eigenständig gestalten. Man kann sich mehr oder weniger auch kleiden, wie man will. Es kommt eben auch hier darauf an, dass man im Laufe der Zeit lernt, nach innen zu hören und mit sich selbst abzustimmen, was richtig ist und was nicht. Es ist also gar nicht nötig, dass man alles von außen gesagt bekommen müsste. Die Frauen haben natürlich auch ganz unterschiedliche Fähigkeiten, die dann selbstverständlich auch alle gefördert werden. Man kann einen Malkurs oder einen Choralkurs machen. Man kann all die Dinge, die man gut kann, sehr wohl noch ausbauen.

Keerl-Bahr: Wenn man das nun auf das Wirtschaftsleben überträgt: Raten Sie bzw. vermitteln Sie den Managerinnen auch, dass sie den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ebenfalls dienen müssen als Chefinnen?

Tatschmurat: Das ist natürlich eine sehr unmoderne Formel. Ich habe gerade in den letzten Tagen gesehen, dass es von der FDP eine Veranstaltung mit Abt Odilo von St. Bonifaz gegeben hat zum Thema "Dienen statt herrschen?". Ich finde es durchaus interessant, wie nun dieses Wort plötzlich wieder in

den Sprachgebrauch kommt. Bei den Managerinnen, bei den Frauen in Führungspositionen, kommt dieser Begriff des Dienens aber erstaunlicherweise relativ gut an. Sie sehen ihre Arbeit tatsächlich z. T. auch als Dienst. Dies gilt für die Frauen, bei den Männern weiß ich das nicht so genau, aber ich vermute, dass das zu einem gewissen Teil auch für sie gilt. Wenn man das mit dem englischen Ausdruck der Serviceleistung bezeichnet, dann klingt das auch gleich schon wieder ganz anders: Da scheint das, was gemeint ist, schon wieder normaler. Bei Benedikt jedenfalls hat das Dienen schon etwas sehr Existenzielles. Es geht bei ihm darum, dass man jedem Menschen so dient, dass er auf seiner Spur bleiben kann, dass man jedem Menschen so dient, als ob das letztendlich Christus wäre. In einem solchen existenziellen Sinne wird das natürlich nicht immer übertragbar sein, das ist schon klar. Aber jemandem zu helfen, einen Mitarbeiter zu unterstützen, damit er sich – natürlich auch im Interesse der ganzen Firma – entwickeln kann, ist sicherlich etwas, das man übertragen kann, das man gut vermitteln kann.

Keerl-Bahr: Als Kommunität Venio bieten Sie nun ein Jahr der Glaubens- und Lebensorientierung an. Sie wenden sich dabei an junge Frauen zwischen 18 und 35 Jahren. Die Informationen dazu sind übrigens auch wieder im Internet unter benediktiner.de abrufbar. Vielleicht können Sie hier auch selbst kurz sagen, was Sie da diesen jungen Frauen anbieten?

Tatschmurat: Das wird ein Jahr sein, das im Oktober beginnt und das bis in den nächsten Sommer hinein jeden Monat ein Wochenende beanspruchen wird: Das heißt, wir treffen uns einmal im Monat für ein Wochenende. Wir machen dieses Jahr zusammen mit einer anderen benediktinischen Gemeinschaft, nämlich mit den Missionsbenediktinerinnen in Tutzing. Dieses Kloster hat ja eine ganz andere Orientierung als wir: Sie gehen dort noch in die Mission und haben Missionsstellen z. T. in Afrika, China oder auch in anderen Ländern und Kontinenten. Wir werden an diesen Wochenenden einige zentrale Themen ansprechen: zentrale Themen aus der Benediktsregel wie z. B. die Regeln des Schweigens, des Gehorsams oder den Umgang mit Gemeinschaft. Zentrales Thema wird dabei natürlich auch immer unser Versuch sein, unser Leben auf Gott hin auszurichten. Die Idee dabei ist eigentlich, Menschen, die auf der Suche sind, dazu zu motivieren, sich auch wirklich zu trauen, diesen Weg weiterzugehen: Sie sollen schauen, was sie selbst dafür noch brauchen, wo sie jetzt bereits stehen und was sie sich in ihrem Leben möglicherweise noch organisieren müssen, um diesen Weg weitergehen zu können. Sie sollen sich trauen, sich selbst einmal die Frage zu stellen, wie sie auch anders leben können. Es wird dazu auch eine Einzelbegleitung geben: Das heißt, jede Frau kann auch Einzelgespräche führen. Am Schluss gibt es dann noch einmal eine Woche lang Exerzitien. Das heißt, am Schluss werden die Frauen dann noch eine Woche alleine und schweigend verbringen.

Keerl-Bahr: Haben Sie als Ordensfrau eigentlich auch Ängste?

Tatschmurat: Ja, sicher, immer wieder und ganz konkret, das passiert schon. Aber ich denke, es ist etwas anderes, wenn ich weiß, dass ich letztlich doch irgendwie aufgefangen werde, dass ich gehalten werde. Aus diesem Grund kann ich diese Ängste eben auch wieder ablegen. Ängste gehören ganz einfach zum Leben mit dazu: Wenn jemand behauptet, er hätte keine Angst mehr, dann neige ich dazu, so etwas fast nicht zu glauben.

Keerl-Bahr: Über was kann eine Ordensfrau denn herzlich lachen?

Tatschmurat: Über gute Witze auf jeden Fall, das ist ganz sicher. Über Situationskomik, wenn man sie denn erkennen kann. Über intelligente, gute Dialoge. Sicherlich nicht über Albernheiten. Bei Benedikt ist es z. B. auch ein nicht unwichtiges Thema, dass er Albernheiten und Geschwätz im Kloster verbietet. Dazu muss man sagen, dass diese Regel ursprünglich natürlich

für sehr junge und sehr einfache Mönche in Süditalien geschrieben wurde. Da ging es um 15-, 16-jährige Bauernbuben: Damals war das sicherlich noch ein anderes und wichtigeres Thema.

Keerl-Bahr: Schwester Carmen, Frau Professor Tatschmurat, wie werden Sie heute Ihren Tag beschließen?

Tatschmurat: Da das Semester dem Ende zugeht, werde ich heute nicht mehr in die Hochschule, sondern im Anschluss an unser Gespräch nach Hause fahren. Wir haben dort aber auch einiges vorzubereiten: Wir haben morgen ein Sommerfest in der Kommunität. Dieses Fest nennt sich "Musik im Garten", bei dem einige unserer Schwestern, die musikalische Begabungen haben und einige Leute aus unserem Umfeld klassische Musik machen. Ich hoffe, das wird bei schönem Wetter morgen im Garten möglich sein. Zu diesen schönen Festen kommen so in der Regel immer um die 100 Leute. Dafür muss noch einiges vorbereitet werden. Im Übrigen ist das Haus zurzeit auch voller Gäste. Wir haben zwei afrikanische Äbtissinnen bei uns, die gestern Abend angekommen sind und die wohl morgen bereits wieder weiterreisen werden. Wir haben zwei junge Mönche aus Trier, die bei uns gerade Urlaub machen. Und wir haben auch noch wie immer so zwei, drei Frauen bei uns zu Gast, die sich einfach zurückziehen wollen.

Keerl-Bahr: Das ist doch ein sehr lebendiges Leben bei Ihnen im Kloster. Ich danke Ihnen ganz herzlich für das Gespräch.

Tatschmurat: Ich danke ebenfalls.

Keerl-Bahr: Das war Frau Professor Carmen Tatschmurat, Benediktinerin und Mitglied der Kommunität Venio.